

# KUNSTCHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT  
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.  
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN  
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

35. Jahrgang

August 1982

Heft 8

## GEFAHR FÜR DIE WERNERKAPELLE IN BACHARACH

Weithin im Rheintal sichtbar steht oberhalb der Stadt Bacharach, eingebettet in Wälder und Rebenhänge, die Ruine der aus rotem Sandstein erbauten Wernerkapelle auf einem Felsvorsprung zwischen der romanischen Pfarrkirche St. Peter und der auf der Bergeshöhe aufragenden Burg Stahleck. Obwohl das Bauwerk weder unbekannt ist noch wesentliche neue Forschungsergebnisse darüber vorliegen, muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, denn es befindet sich im Zustand höchster Gefährdung.

Abgesehen von der Selbstverständlichkeit, möglichst alle Überreste des Kunstschaffens vergangener Epochen zu bewahren, gibt es bei der Wernerkapelle noch drei besondere Gründe für die Erhaltung des noch vorhandenen Bestandes in der heute sichtbaren Form: ihre denkwürdige Entstehung im Zusammenhang mit wüsten Ausschreitungen gegen die Juden, ihre Bedeutung als hochgotisches Kunstwerk und ihre Rezeption im Zeitalter der Romantik.

Voller Tragik ist die Vorgeschichte. Der Mord an dem Knaben Werner, dessen Leiche man in der Karwoche 1287 in Bacharach fand, wurde ohne vernünftigen Grund der Judengemeinde im benachbarten Oberwesel zur Last gelegt. Sofort setzte in den Rheinstädten eine wilde Judenverfolgung ein, der über 40 Menschen zum Opfer fielen. Gleichzeitig pilgerten die Volksmassen zum Grabe des als Märtyrer verehrten Werner, den man in der kleinen Kunibertskapelle auf dem Friedhof oberhalb der Bacharacher Pfarrkirche beigesetzt hatte. Obwohl die höheren kirchlichen und weltlichen Stellen sich zurückhielten, ja die Wallfahrt mißbilligten, war die Volksbewegung nicht aufzuhalten. Gelegentliche Ablässe zugunsten der Kunibertskapelle wurden bereitwillig als kirchliche Zustimmung aufgefaßt (vgl. Alois Schmidt, Zur Baugeschichte der Wernerkapelle, in: Rhein. Vierteljahresbl. 19, 1954, S. 69 ff.).

Bald nach 1289 muß mit dem Neubau begonnen worden sein, der um die alte Kapelle herum angelegt wurde. Bereits 1293 wurde der Südflügel geweiht. Der Ostchor folgte bis um 1320. Die vollendeten Teile erhielten Dächer, aber keine

Gewölbe. Nach einer vorläufigen Weihe im Jahre 1337, bei der auch die Nordkonche bis in Fensterbankhöhe gestanden haben dürfte, blieb der Bau unfertig liegen, hauptsächlich wohl, weil die erwartete Heiligsprechung Werners ausgeblieben war (Isabella Hagen, Die Wernerkapelle in Bacharach, ungedr. Magisterarbeit, Kunsthist. Inst. Bonn 1981). Um diese doch noch zu erreichen, ließ der Frühhumanist Winand von Steeg, seit 1421 Pfarrer in Bacharach, in den Jahren 1428 und 1429 die Aussagen von 211 Personen zu Protokoll nehmen und setzte damit den Kanonisationsprozeß erneut in Gang. Obwohl Rom auch diesmal nicht reagierte, brachten die Aktivitäten Winands den Bau wieder in Gang. Noch bevor er 1438 aus dem Pfarrerramt schied, dürften die Nordkonche, der kurze Westbau und die Gewölbe in allen Teilen der Kapelle vollendet gewesen sein (Schmidt S. 86).

Als 1689 die Burg Stahleck gesprengt wurde, zerstörten herabfallende Trümmer Fenster und Dächer der Kapelle. Der nicht mehr genutzte Bau verfiel immer mehr, bis um 1759 die Nordkonche abgetragen und 1787 Dächer und Gewölbe entfernt wurden. Damit war der heute erhaltene Zustand erreicht. Spätere Maßnahmen dienten nur noch dem Erhalt der Ruine.

Die Wernerkapelle darf als eine der edelsten und reifsten Schöpfungen der Gotik in Deutschland gelten. Trotz der späten Fertigstellung scheint der ursprüngliche Bagedanke unverfälscht verwirklicht worden zu sein, ja man hat sogar den Eindruck, daß man um 1425 nicht nur aus Verehrung für den Knaben Werner, sondern auch wegen der als besonders kostbar empfundenen Architektur die Vollendung anstrebte: „Cum itaque fabrica capelle ... laudabiliter incepte et ultra medietatem jam elaborata ... sit adeo sumptuosa“, „structura preciosissima nove capelle“ und ähnliches Lob liest man mehrmals in den Protokollen von 1428/29 (zit. nach Schmidt). Möglicherweise errichtete man damals den jetzt noch teilweise vorhandenen einjochigen Westbau statt einer vielleicht ursprünglich vorgesehenen vierten Konche. Dieser schließt unmittelbar an die Vierung an, von der nach Norden und Süden Konchen mit Fünfeckgrundriß ausgehen. Der in gleicher Weise gebildete Ostchor ist durch ein zusätzliches Zwischenjoch hervorgehoben.

Obwohl die Grundgestalt klar und einfach zu sein scheint, läßt sie sich nur schwer einordnen. Am ehesten mag man an eine Reduzierung der Liebfrauenkirche in Trier denken. Jedenfalls hat der sicherlich bedeutende Architekt seine Aufgabe hervorragend gelöst, galt es doch, auf dem extrem ungünstigen Bauplatz ein möglichst eindrucksvolles Bauwerk zu errichten. Da wegen der Hauptansicht von Osten, also vom Rheinstrom her, und wegen des nach Westen steil ansteigenden Berges eine aufwendige Westfront als Kunstform ausschied, bot eine Dreikonchenanlage nicht nur die beste Entfaltungsmöglichkeit, sondern auch die günstigste Nutzung. Der Südchor diente der Aufstellung des Werner-Sarkophages, der Ostchor der eucharistischen Liturgie und dem Chorgebet, der Nordchor mußte als Eingangshalle erhalten, denn die Westseite war vom Tal her nicht zu erreichen. So fand der Pilger trotz der gedrängten Anordnung durchaus vertraute Verhältnisse wieder; Heiligengräber im Querhaus finden sich häufig, vgl. Marburg, St. Elisabeth und den Santo in Padua.

Oberhalb der Fensterbank sind die Chöre vollständig in feingliedriges Stabwerk aufgelöst. Schlanke drei- und vierbahnige Fenster werden von Maßwerken in reinsten hochgotischen Formen bekrönt. Außen entwachsen den schlichten, mit Blendarkaden geschmückten Strebebfeilern steile Wimperge und Fialen, im Osten reicher, nach den Seiten wohlabgestuft reduziert. Zwölf Wasserspeier in Tiergestalt entspringen dem vorkragenden Dachgesims, das ursprünglich zweifellos eine von hohen Fialen überragte Maßwerkbrüstung trug.

Wenn auch das Formengut weitgehend dem des Kölner Domes entlehnt ist, so sollte man sich doch nicht ohne weiteres der nur selten in Frage gestellten Behauptung anschließen, die Wernerkapelle sei von der Kölner Hütte entworfen oder gar ausgeführt worden (Maria Geimer, *Der Kölner Domchor* und die rheinische Hochgotik, Bonn 1937, S. 68 f. Zweifel äußerte bisher m. W. nur Hans Caspary in: *Dehio-Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Rheinland-Pfalz, München-Berlin* 1972, S. 41). Eine sorgfältige Untersuchung würde vermutlich mindestens ebenso nachhaltige Einflüsse aus dem Umkreis des Straßburger Münsters und überhaupt des Ober- und Mittelrheines nachweisen können. Darüber hinaus muß man mit einem erfahrenen Baumeister rechnen, der die Architektur seiner Zeit souverän beherrschte und deren Formenschatz gezielt einzusetzen verstand. Seiner technischen Meisterschaft ist die bemerkenswert solide Ausführung zu verdanken, übrigens der wichtigste Grund dafür, daß die unter seiner Leitung entstandenen Teile allen Zerstörungen widerstanden haben.

Wenn auch zu allen Zeiten die Schönheit und die besondere Bauart der Kapelle hervorgehoben wurden, so begann ihr wirklicher Ruhm bezeichnenderweise doch erst genau in jenem Augenblick, da der uns heute vertraute Ruinenzustand eingetreten war. Noch vor 1790 entstanden die ersten Zeichnungen reisender Engländer, die als erste die zerfallene Kapelle entdeckten: die Rheinromantik begann. In ihren zahllosen literarischen und künstlerischen Dokumenten schlug sich eine Stimmung nieder, die einen völligen Wandel des Denkens, eine Umkehr des Bewußtseins anzeigt. Das Zeitalter der Aufklärung ging zu Ende, eine neue Epoche brach an.

Fragt man, was das enge Rheintal auf der verhältnismäßig kurzen Strecke zwischen Bingen und Koblenz zu einem solch bedeutenden Faktor im Gesamtbild der romantischen Bewegung des späten 18. und 19. Jahrhunderts gemacht hat, so kommt man bald darauf, daß es die Gegensätze waren, die sich hier zeigten und die die empfindsamen Gemüter jener Zeit so zu erregen vermochten. Die Wildheit des noch unregulierten Flusses, die Schroffheit der Felsen und Burgruinen und auch der rohe Betrieb der Rheinschiffahrt kontrastierten auffällig zu dem lieblichen Bild der kleinen Dörfer und Städte, zu der freundlichen Atmosphäre auf Märkten und Gassen. Die dichteste Ballung von Gegensatzpaaren dürfte dabei Bacharach geboten haben. Hinter der heiteren, malerischen Kulisse des Ortes, eingebettet in das dunkle Grün der Wälder, erhob sich in mathematischer Kühle und wie von einem Genius aus einer anderen Welt eronnen die scharfgeschnittene Ruine der Wernerkapelle: welch ein Anlaß zu romantischen Gedanken! Hier die Geschäftigkeit, dort

die Ruhe, hier die bunte Pracht, dort die monochrome Strenge, hier die hausbackene Gemächlichkeit, dort Ahnung höchsten künstlerischen Wollens. Natürlich waren die Reisenden literarisch und historisch gebildet, so daß sich zu den erlebten noch die gewußten Gegensätze gesellen. Nicht umsonst erscheint auf den Bildern immer wieder die ältere, romanische, intakte St. Peterskirche neben der jüngeren, gotischen, ruinösen Wernerkapelle. Sulpiz Boisserée ließ in seiner Tagebuchnotiz vom 7. Februar 1819 noch zwei andere Gegensatzpaare anklingen, das nationale und das konfessionelle: „Bacharach St. Werners Kirch — das verfallene schöne altdeutsche Gebäude; unten daran die reformierte Kirch byzantinisch....“ (Sulpiz Boisserée, Tagebücher, Bd. I, Hrsg. J.-W. Weitz, Darmstadt 1978, S. 526. Vgl. auch die Notiz vom Sept. 1808, ebd. S. 44). Genug, die Kumulation von Reizen in einer ohnehin von Reizen überquellenden Landschaft ließen Bacharach zum Höhepunkt des romantischen Erlebnisses werden, in dem ohne die Wernerkapelle, und zwar ausdrücklich in ihrem Ruinenzustand, ein ganz entscheidender Faktor gefehlt haben würde.

Die Denkmalpflege hat dies seit den ersten Sicherungsmaßnahmen im Jahre 1847 gesehen. Paul Clemen betont es in seinem Bericht über erneute Konservierungsarbeiten im Jahre 1901: „Ein etwaiger Ausbau würde das einzigartige Gesamtbild sofort stören“ (Sicherungsarbeiten an der Wernerkapelle, in: Berichte über die Thätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz, Bonn 1901, S. 15—19).

Könnte man sich hinsichtlich der mittelalterlichen Substanz noch berechtigt fühlen, den Bau rekonstruierend wiederherzustellen, ganz oder in Teilen, um damit die künftige Erhaltung zu erleichtern und auf Dauer zu sichern, so verbietet die Bedeutung, die der Kapelle für die Entwicklung der Rheinromantik zukam, ganz entschieden ein solches Vorgehen.

Heute, da das Ruinenbild selbst das unverdächtig denkmalwürdige Alter von fast zweihundert Jahren erreicht hat, ist der kostbare kleine Bau erneut in Gefahr (Abb. 1—4). Die Zinkabdeckungen aus dem 19. Jh., auf alten Photos noch sichtbar, wurden 1932 nach einem Sturmschaden aus ästhetischen Gründen durch einfache Schieferplatten ersetzt. Diese verschoben sich im Laufe oder fielen gar herab. Das Wasser konnte nun von oben in die Mauerkrone eindringen und richtete dort, besonders bei Frost, beträchtliche Schäden an. Dabei wurde das Mauerwerk so geschwächt, daß es die Schubkräfte aus den beiden noch vorhandenen Vierungsbögen nicht mehr aufnehmen konnte. Das seit zwei Jahrhunderten stabile Gebäude geriet wieder in Bewegung, und das in einem Maße, das zu schlimmsten Befürchtungen Anlaß gibt. In dieser Phase können geringfügige Anlässe zum Einsturz weiterer Bauteile führen.

Glücklicherweise haben inzwischen die ersten Arbeiten zur Sicherung der Ruine begonnen. Das Erzbistum Trier, das Land Rheinland-Pfalz und nicht zuletzt der aus einer Bürgerinitiative hervorgegangene „Bauverein Wernerkapelle“ stellten die notwendigen Mittel bereit. Das Ziel einer dauerhaften Erhaltung ist jedoch damit noch keineswegs erreicht. So müßte z. B. die Mauerabdeckung erneuert wer-

den, und zwar möglichst aus Blei, wie es Paul Clemen bereits 1901 gefordert hatte. Das gesamte Umfeld der Ruine wäre zu gestalten und abzusichern, und schließlich müßte, am besten gleichzeitig mit den Bauaufnahmen, eine gründliche Erforschung und Dokumentation des einzigartigen Denkmals beginnen, idealerweise einschließlich vorsichtiger Bodenuntersuchungen. Dies alles wird die Möglichkeiten der drei oben genannten Institutionen weit überschreiten. Deshalb braucht der Bauverein dringend weitere Mitglieder, und zwar hauptsächlich solche, die außer einem bescheidenen finanziellen Beitrag ihre Fachkompetenz und das Gewicht ihrer Stimme einbringen.

Belastend für eine befriedigende Lösung sind auch die Besitzverhältnisse. Es ist der kleinen katholischen Pfarrgemeinde, der die Ruine aufgrund einer längst überholten historischen Entwicklung gehört, kaum zuzumuten, auf Dauer die Baulast für ein Objekt zu tragen, das zwar von höchster kultureller Bedeutung ist, dessen Erhalt aber nichts mit den seelsorgerischen Pflichten eines Pfarrers zu tun hat. Deutlicher noch als anderswo zeigt es sich hier, wie dringlich eine Deutsche Nationalstiftung ist, die gerade solche Bauten auffangen könnte. Mit der Wernerkapelle als erstem Objekt wäre der Rang der Stiftung von Anfang an gesichert.

(Anschritt: Bauverein Wernerkapelle Bacharach e. V., Am Schloßberg, 6533 Bacharach).

Arnold Wolff

*Denkmale in Sachsen. Ihre Erhaltung und Pflege in den Bezirken Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig und Cottbus.* Erarbeitet im Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden. Hermann Böhlhaus Nachfolger, Weimar 1978. 507 Seiten mit 339 Abbildungen, z. T. in Farbe.

Die Möglichkeiten, Leistungen der Bauforschung und Denkmalpflege auf dem Gebiete der DDR kennenzulernen, erscheinen hierzulande ziemlich gering und werden wohl auch nicht hinreichend genutzt. So wird man einen Band, der (lt. Vorwort) „Rechenschaft und Verpflichtung“ zugleich sein will, mit besonderen Erwartungen in die Hand nehmen. Selbst wer Land, Leute und die vielfältigen Probleme Sachsens ziemlich gut kennt, wird überrascht sein von Fülle und Qualität des Dargebotenen.

Hans Nadler („Denkmalpflege in Sachsen“) gibt eingangs einen gerafften Überblick über die Entwicklung der Denkmalpflege in Sachsen vom 19. Jh. bis zur Gegenwart. Die herausragende Stellung Sachsens in der Entwicklung der deutschen Denkmalpflege wird deutlich: Bereits 1860 verweigert man in Meißen die Zustimmung für den Neubau der Porzellanfabrik an der Elbe mit dem Hinweis auf die Schäden, die durch Industrieabgase an den historischen Bauten des Burgbergs (u. a. Dom, Albrechtsburg) entstehen würden. Die Vorbildlichkeit Sachsens auf dem Gebiete der Denkmalpflege führte 1899 gelegentlich der Tagung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Straßburg zum Beschluß, einen „Er-